

Nr. 18. Posen, den 30. April. 1893.

Der Freund des Todes.

Eine phantastische Geschichte aus dem Spanischen des Don Pedro de Alarcon.

Deutsch von Babette Arnous.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Dort waren die Mitglieder beider Staatsräthe, sowohl die Ludwig I., wie Philipp V., versammelt. Sie bildeten gewissermaßen zwei feindliche Mächte, die schon seit einer Woche in beständigem Kriege lebten. Es waren die alten Diener der älteren Bourbonen und die neuen des Regenten Frankreichs, die Philipp von Orleans, der Großmüthige, um seinen Thron versammelt hatte, um zu verhindern, daß der ehrgeizige Erherzog von Anjou den Thron seines Großvaters besteige; es waren endlich die Höflinge des nachgiebigen, schwachen Jünglings, der im Sterben lag und diejenigen seiner schönen, unbeugsamen Gemahlin, der Tochter des Regenten, die berühmte Herzogin von Montpensier. Die Anhänger Isabella's von Farnesio, Ludwig I. Stiefmutter, wünschten, daß er stürbe, damit Philipp V. Sohn zweiter Ehe sich mit der Krone des Heiligen Ferdinand schmücken könne. Die Partei der jüngeren Orleans und der Königin Tochter wünschten, daß der Kranke gerettet werde; nicht aus Liebe zu dem unverträglichen Ehepaare, sondern aus Haß gegen Philipp V., den sie nicht wieder als Herrscher wünschten. Die Freunde des unglücklichen Ludwig I. zitterten bei dem Gedanken, daß er sterben könne, denn da sie ihn verleitet hatten, die Vormundschaft des Einsiedlers von Granja abzuschütteln, so wußten sie nur zu gut, daß, sobald dieser wieder auf den Thron käme, sein Erstes sein würde, sie zu verbannen oder gefangen zu nehmen.

So war denn der Palast ein Labyrinth entgegengesetzter Wünsche, sich widerstreitender, ehrgeiziger Pläne, voll Ränke und Verdächtigungen, Befürchtungen und Hoffnungen.

Als Gil Gil das Zimmer betrat, suchte er nur eine einzige Dame dort: seine unvergleichliche Helene; als er jedoch nach dem Lager des Königs schaute, bemerkte er sogleich ihren Vater, den Busenfreund des verstorbenen Grafen von Rionuevo, den Herzog von Monteclaro, welcher mit den Erzbischöfen von Santiago und Toledo, dem Marquis von Mirabal und Don Miguel de Guerra, den vier unerbittlichsten Feinden Philipp V., sprach.

Der Herzog von Monteclaro erkannte den früheren Pagen, den einstigen Spielgenossen seiner Tochter nicht.

Auf der andern Seite des Gemaches erblickte der Freund des Todes und nicht ohne eine gewisse Furcht, unter den Damen, welche die junge, schöne Luisa Isabella von Orleans umgaben, seine alte, unversöhnliche Feindin, die Gräfin Rionuevo.

Gil Gil ging dicht bei ihr vorüber, als er sich zum Handkuß der Königin nahte, sein Gewand streifte das ihrige — auch die Gräfin erkannte den natürlichen Sohn ihres Gatten nicht.

Da wurde hinter der Gruppe, welche von den Hofdamen gebildet wurde, ein Vorhang zurückgezogen: Gil Gil sah mit noch einigen andern Personen eine schlanke, bleiche Frauengestalt eintreten.

Es war Helene von Monteclaro.

Der junge Arzt betrachtete die Jungfrau, welche leicht erschauerte, als sie das schöne, düstere Antlitz bemerkte. Ihr war, als hätte sie den Geist eines geliebten Todten erblickt, als wenn sie nicht Gil vor Augen hätte, sondern einen in ein Bahrtuch gehüllten Schatten, mit einem Worte, ein Wesen aus einer andern Welt.

„Gil bei Hofe! Gil die Königin tröstend, diese hochmüthige, spöttische Königin, die alle Menschen mißhandelte! Gil in so prächtigem Gewande, vom ganzen Adel bewundert und angestaunt! Ach! es kann nur ein Traum sein!“ dachte die entzückte Helene.

„Kommen Sie, Doktor, Seine Majestät ist erwacht,“ sagte jetzt der Marquis Mirabal.

Gil machte eine mühsame Anstrengung, um den Bann abzuschütteln, der ihn erfaßt hatte, als er sich seiner Angebeteten gegenüber fand und begab sich in das anstoßende Gemach, in welchem der Blatternkranke lag.

Der zweite Bourbone Spaniens war ein siebenzehnjähriger, schwächlicher Jüngling, schlank, rachitisch, schlaff wie eine Pflanze, die im Schatten gedeiht. Sein Antlitz, welches trotz der Unregelmäßigkeit der Züge nicht ohne eine gewisse Feinheit des Ausdrucks war, war augenblicklich geschwollen und mit unzähligen Pocken besäet. Es glich dem rohen Entwurfe eines aus Lehm geformten Bildnisses.

Der königliche Jüngling hatte seinen Blick auf einen andern Leidenden geheftet, der sich seinem Lager näherte und als dieser Blick aus trüben, heißen Augen jenem andern begegnete, der unergründlich, wie die Ewigkeit war, stieß er einen leisen Schrei aus und verbarg das Antlitz in den Kissen.

Gil Gil sah sich indessen im ganzen Zimmer nach dem Tode um. Doch der Tod war nicht dort. „Wird er leben?“ fragten ihn einige Höflinge, welche in dem Gesicht des jungen Arztes etwas wie Hoffnung zu lesen glaubten.

Er war im Begriff „ja“ zu sagen, vergessend, daß er sein Urtheil nur Philipp V. mittheilen solle, als er fühlte, daß ihn jemand am Kleide zog.

Er wendete sich um und sah eine schwarz verhüllte Gestalt, die dem Bett des Königs den Rücken zu kehrte. Es war der Tod.

Er wird also der Krankheit erliegen, doch nicht heute, dachte Gil Gil.

„Was meinen Sie?“ fragte der Erzbischof von Toledo, der wie alle andern eine unbesiegbare Achtung vor jenem übernatürlichen Antlitz des schönen Jünglings empfand.

„Entbinden Sie mich einer Antwort, Hochwürdigster Herr,“ antwortete der Erschuster. „Ich möchte mein Urtheil für den bewahren, der mich gesandt hat.“

„Aber Ihr,“ meinte der Marquis Mirabal, „Ihr seid so jung, daß Ihr unmöglich eine solche Wissenschaft erlernt haben könnt. Ohne Zweifel hat Euch Gott oder der Teufel diese Kraft verliehen! Ihr müßt ein Heiliger sein, der Wunder bewirkt, oder ein Zauberer, ein Freund der Finsterniß.“

„Wie es beliebt,“ antwortete Gil Gil nicht ohne einen leisen Anflug von Hohn. „In einer oder der andern Weise lese ich die Zukunft des jungen Fürsten, der hier im Bette liegt. Wie — das ist ein Geheimniß, um dessen willen Ihr schon etwas geben würdet, denn Ihr seid im Zweifel darüber, ob Ihr morgen der Vertraute Ludwig I. oder der Gefangene Philipp V. sein werdet.

„Und was?“ murmelte Mirabal bleich vor Zorn, doch mit einem Lächeln auf den Lippen.

Während dem beobachtete Gil Gil wieder den Tod, der sich nicht damit zu begnügen schien, dem Monarchen nachzustellen, sondern der das königliche Gemach dazu benutzte, um sich an die Seite einer Dame zu begeben . . . indem er ihr so nahe kam, daß er sich fast auf den nämlichen Stuhl mit ihr setzte und sie fest und unverwandt anschaute.

Es war die Gräfin Rionuevo, die er aufgesucht hatte.

„Nach drei Stunden!“ dachte Gil Gil bei sich.

„Ich habe mit Euch zu sprechen, folgt mir,“ sagte nach kurzem Bedenken der Marquis von Mirabal, der nichts Geringeres im Sinne hatte, als dem fremden Arzte sein Geheimniß abzukaufen. Doch ein Blick, ein Lächeln Gils, der die Gedanken des Marquis errieth, brachten diesen derartig aus der Fassung, daß er einen Schritt zurückwich.

Es war derselbe Blick, dasselbe Lächeln, welches Philipp V. am Morgen beherrscht hatte.

Durch diesen Augenblick der Verwirrung Mirabals machte Gil Gil einen großen Schritt vorwärts in seiner Karriere; er befestigte seinen Ruf bei Hofe. „Hochwürdigster Herr,“ wandte er sich an den Erzbischof von Toledo, „die Gräfin Rionuevo, die Sie dort so ruhig in der Ecke allein sitzen sehen (wir wissen, daß der Tod nur seinem Freunde Gil Gil sichtbar war) wird in drei Stunden sterben. Rathen Sie ihr, daß sie ihre Seele für jenen erhabenen Augenblick vorbereite.“

Der Erzbischof wich erschrocken einige Schritte zurück.

„Was giebt's?“ fragte Don Michaelo de Guerra.

Der Prälat theilte verschiedenen Personen Gils Prophezeihung mit und aller Augen richteten sich auf die Gräfin, die in der That von einer entsetzlichen Blässe erfaßt war.

Gil Gil suchte sich nun Helene zu nähern.

Das schöne Mädchen stand regungslos mitten im Zimmer, unbeweglich und schweigsam wie eine Bildsäule.

Sie war vom ersten Augenblicke, da sie Gil erkannt hatte, von einem unerklärlichen Grauen, einem unfaßbaren Glück ergriffen worden und verfolgte mit leuchtendem Blick jede Bewegung des Freundes ihrer Kindheit.

„Helene!“ flüsterte der Jüngling, als er nahe bei ihr stand.

„Gil!“ entgegnete sie mechanisch, „bist Du es?“

„Ja! ich bin es!“ antwortete er ihr entzückt; „fürchte nichts!“ Mit diesen Worten verließ er das Gemach.

Der Hauptmann erwartete ihn im Vorzimmer.

Gil Gil schrieb einige Worte auf ein Papier und händigte es dem treuen Diener Philipp V. ein.

„Hier, nimm dies Blatt . . . verliere keinen Augenblick, eile nach Granja.“

„Doch Ihr, Herr?“ entgegnete der Hauptmann, „ich darf Euch nicht verlassen, Ihr seid meiner Obhut anvertraut.“

„Ich hoffe, daß Du meinem Worte nicht zweifelst“, antwortete Gil mit Würde. „Ich kann Dir nicht folgen.“

„Aber . . . der König . . .“

„Er wird Dein Betragen billigen.“

„Unmöglich!“

„Höre auf mich! Du wirst sehen, daß ich recht hatte.“

In diesem Augenblicke vernahm man in den königlichen Gemächern lautes Murmeln.

„Der Arzt! Der Arzt!“ riefen einige herzueilende Personen. „Schnell der Arzt! Gräfin Rionuevo stirbt . . .“ rief Don Michaelo de Guerra. „Kommt! . . . Hier geht der Weg . . . Sie wird schon im Zimmer der Königin sein.

„Gehorche!“ flüsterte Gil dem Hauptmann zu und begleitete dies Wort mit einem durchdringenden Blick und einer befehlenden Geberde, daß der Soldat ohne weiteren Einwurf von dannen eilte.

Gil folgte Guerra in die Gemächer der Gemahlin Ludwig I.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Glücklicher.

Studie nach dem Leben von Victor Blüthgen.

(Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

Und zwei Tage darauf (der Wechsel Heller's ist fällig) erscheint der Kapellmeister Hönjes etwas gedrückt, zugleich mit einer Art krampfhaften Humors bei Heller und berichtet: er habe leider das Geld zur Einlösung des Wechsels noch nicht zusammen — das Verlagsgeschäft sei noch nicht perfekt — ob Heller nicht einlösen wolle?

Das könne er nicht.

Ob er nicht einen Prolongationswechsel geben wolle. Der arme Kapellmeister sei in tausend Verlegenheiten.

Ja, das helfe dann nichts. Und etwas verdrießlich schreibt Heller einen neuen Wechsel auf 1000 Mark.

Seine Herzensangelegenheiten sind wenig gefördert. Indeß ist er seiner Ansicht nach Fräulein Selma Mehring dennoch näher getreten, sie verkehren beide, wenn sie einander irgendwo treffen, als gute Bekannte, vor allem auf dem Eise. Da giebt es zwar ein paar Offiziere, welche sich neben ihm bemühen, aber trotz schärfster eifersüchtiger Beobachtung vermag er nicht zu finden, daß sich dieselben irgend einer Bevorzugung erfreuen, im Gegentheil — sie scheint ihn zu benutzen, um jene von sich fern zu halten. Heller ist ein vorzüglicher Schlittschuhläufer und im Schlittenschieben unermüdlich. Sein Herz ist jetzt auf die Bewerbung um Fräulein Selma völlig eingerichtet, der Gedanke an sie mit den zärtlichsten Empfindungen verknüpft.

Da ist nun aber auch Fräulein Minna; und die Wahrheit zu sagen: im Verkehr mit ihr empfindet er gegen seinen Wunsch ähnliches. Das liegt mehr an ihr als an ihm, sagte er sich. Sie beschäftigt ihn in der zutraulichsten Weise, sie verkehrt mit ihm, wenn sie so unter sich sind, etwa wie eine Braut mit dem Bräutigam in Gesellschaft verkehrt. Sie ist ohne Zweifel darauf gefaßt, daß er eines Tages vor sie hintritt und sagt: „Wollen Sie die Meine werden?“ Sie hat längst schon so etwas Bejahendes an sich.

Eine verwünschte Lage! Wie sie sich nur lösen wird?

* * *

Gegen Ende des nächsten Vierteljahrs ist Höntjes nicht im Stern zu erblicken, schon Wochen vorher nicht. Heller ist recht unruhig. Er schreibt ihm ein paar Zeilen, um ihn zu erinnern, daß er die Einlösung des Wechsels nicht versäumt.

Acht Tage vor dem Ersten kommen zwei Briefe an, einer vom Banquier Liebreich, einer von Banquier Knötel, einem stadtkundigen Wucherer. Beide machen darauf aufmerksam, daß bei ihnen am 1. Juli ein Wechsel auf 1000 Mark fällig ist, den Herr Heller einlösen möge.

Was? 2000 Mark Wechsel? Heller wird puterroth vor Zorn. Woher kommen 2000? Hat Höntjes einen Lumpenstreich begangen und das Geld für den zweiten Wechsel nicht zur Einlösung benutzt, sondern für sich verwendet?

Er geht zu Liebreich. Nein, der Kapellmeister hat keinen Wechsel prolongirt, der erste war auf ein halbes Jahr ausgestellt. — Also richtig: Höntjes hat ihn beschwindelt!

Er geht nicht zu dem Kapellmeister, er will keine Scene — er schreibt ihm einfach, wenn er nicht die Wechsel einlöse, werde er ihn wegen Unterschlagung vor den Staatsanwalt bringen. So erbittert ist er. Aber er begiebt sich auch zum Justizrath Auer und stellt ihm den Fall vor.

„Ja da müssen Sie abwarten, ob die Wechsel eingelöst werden; geschieht das nicht, so können Sie klagen.“

„Aber wenn sie protestirt werden, schädigt das meinen Kredit auf das Empfindlichste!“

Der Justizrath zuckt die Achseln. „Hinterlegen Sie Deckung!“

„Das ist doch ein Betrug, eine Schwindelei — ich habe den zweiten Wechsel auf eine falsche Vorspiegelung hin zu einem ganz bestimmten Zweck gegeben, und der Mensch hat ihn für sich verwendet!“

„Ganz gut, aber in seinem Interesse sollte er ihn ja verwenden — und vermuthlich hat er ihn doch selbst girirt, haftet also auch mit seinem eigenen Kredit, und sie können gar nicht wissen, auf welchen Namen hin ihm der Kredit gewährt worden ist. Da ist gar Nichts zu machen.“

Zwei andere Advokaten sagten ihm dasselbe.

Er war außer sich. „Dann giebt es eben keine Gerechtigkeit in der Welt!“ Jedenfalls mußte er 2000 Mark bereit stellen.

Er begab sich zu Simmler, seinem Kompagnon. „So und so geht mir's — Du mußt mir die 2000 Mark schaffen.“

„Das ist dumm. Am ersten habe ich selber eine Masse Zahlungen, ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich's machen soll.“

„Du wirst mir doch wenigstens 2000 Mark Wechsel irgendwo diskontiren können, damit ich mit dem Ertrag die verfallenen einlösen kann!“

„Ja das wäre das einzige Mittel, ich wills versuchen.“

In der Frühe des 1. Juli traf das Geld ein, zugleich ein Brief Simmler's.

„Lieber Freund!

Ich bekomme am 1. Oktober eine Erbschaft ausgezahlt und bin alsdann in der Lage, mein Geschäft aus eigenen Mitteln weiter zu führen. Unter diesen Umständen wirst Du mir's nicht verdenken, wenn ich Dir unsern Kontrakt zum 1. Januar kündige. Wenn Dir daran liegt, würde mir die Lösung schon für 1. Oktober recht sein und ich Dir Dein Guthaben an diesem Zeitpunkt auszahlen. Du kannst dann auch bequem die Wechsel einlösen, für welche ich Dir den Betrag — Mk. 2000 — anbei sende, indem ich gleichzeitig ersuche, mir denselben gutschreiben zu wollen. Dein

Herrn Stephan Heller, hier. W. Simmler.“

Heller war starr.

„Ja, das geht doch nicht — ich habe ihm sein Geschäft auf Aussicht, am Gewinn Theil zu nehmen, gründen helfen, und nun der Gewinn anfängt, wirft er mir mein Geld vor die Füße! Wir haben doch unsern Vertrag!“

Und er ging wieder zum Justizrath Auer, bei dem sie den Vertrag geschlossen.

„Was wollen Sie? Ihr Kompagnon ist in seinem Recht. Sie sind stiller Theilnehmer, einem solchen aber kann der Geschäftsinhaber jederzeit halbjährlich kündigen, wenn nicht ein Endtermin für den Vertrag stipulirt ist.“

Und er holt das Handelsgesetzbuch hervor und verliest den bezüglichen Paragraphen.

„Gut,“ sagt Heller, „Ich bin um eine Erfahrung reicher. Was habe ich zu zahlen, Herr Justizrath?“

„Sie wissen, das besorgt mein Bureauvorsteher.“

Heller zahlt da 6 Mark und geht. Er ist außer sich. Diese Menschen sind alle perfide Schufte, die sich seine Freunde nannten.

Er hinterlegt die 2000 Mark für den Fall, daß Kapellmeister Höntjes die Wechsel nicht einlöst. In den Wechselstuben nimmt man sein Geld, ohne eine Miene zu verziehen. Und am Abend bekommt er seine Wechsel zugesandt! Höntjes hat nicht gezahlt.

Er übergiebt Auer die Klage gegen Höntjes.

Acht Tage darauf sitzt er des Abends bei den Frauen unten und überliest das Tageblatt (er geht garnicht mehr in den Stern).

„Was ist Ihnen?“ fragt Fräulein Minna, als er das Blatt aufgeregt von sich wirft.

„Dieser Lump!“

„Ja, wer denn?“

„Haben Sie die Geschichte von dem Postassistenten Edwald gelesen, den sie wegen Unterschlagung von Geldbriefen festgenommen haben?“

„Jawohl.“

„Nun — ich habe ihm 500 Mark geborgt und dafür einen Wechsel, der nicht fünf Pfennig werth, und eine Lebensversicherungs-Police in den Händen, die wahrscheinlich verfallen ist. Ich werde mich erkundigen.“

Sie war verfallen!

* * *

Heller wird am 1. Oktober 10,000 Mark zur Verfügung haben — wovon freilich möglicher Weise, ja wahrscheinlicher Weise 2000 Mark zur Wechseldeckung abgehen. Er bekommt außerdem etwas Gewinn, sowie Zinsen. Damit muß unter allen Umständen ein Geschäft gemacht werden; die Verluste, die er gehabt, mußte er ausgleichen. Ein krampfhaftes Verlangen, das Geld zu vermehren, ist in Heller erwacht. Er setzt seinen Kopf darauf!

In seiner Erinnerung wacht der Reisende für Bitter und Bunkenburg auf, und die Lieutenantsscheere. Die hat ihm imponirt! So schreibt er an die Firma. Ein paar Tage darauf die Antwort. Sehr angenehm — Lieutenantsscheere noch zu haben — Erfinder: Büchsenmacher Scholz, Berlin u. s. w. Die Firma empfiehlt sich zu Verhandlungen in der Sache, Kontraktabschluß und dergl. für mäßige Provision.

Heller ist nunmehr ganz Vorsicht. Er erkundigt sich bei dem bekannten Schimmelpfennig'schen Auskunftsbureau nach dem Erfinder (der übrigens kein Patent, sondern der Sache entsprechend nur Musterschutz hat), sowie nach dem Bureau: Der Erfinder ist Arbeiter in einer Gewehrfabrik und beschäftigt sich vielfach nebenbei mit kleinen Erfindungen — ein etwas phantastischer Kopf, sonst nichts Nachtheiliges über ihn bekannt. Vermögen besitzt er nicht. Das Patentbureau ist ein jüngeres, sehr rühriges, gut eingeführt.

Heller knüpft brieflich mit dem Arbeiter an. Der antwortet in einem Vertrauen erweckenden Brief: Es muß ein Holzmodell in einer Kunstschnitzerei gefertigt werden, eine große Messerfabrik besorgt die weitere Herstellung. Engros hergestellt, kostet das Stück 10 Pfennig, für 50 Pfennig bekommt es der Händler, das macht auf das Tausend einen Gewinn von 4000 Mark, also von hunderttausend 40,000 Mark. Die Firma Revené Söhne wollen den Vertieb übernehmen. In einem Jahre können die hunderttausend Scheeren umgesetzt sein! Der Erfinder beansprucht die Hälfte vom Gewinn.

Das läßt sich hören, bis auf den Gewinnantheil. Heller will ihm 10,000 Mark abgeben, 25 Prozent also, und schreibt dem Patentbureau: Darauf hin wolle er den Kontrakt schließen. Richtig: die Firma schickt Kontrakt-Entwurf, der Mann ist darauf eingegangen. Aber er bedingt sich 10,000 Mark Konventionalstrafe aus, für den Fall, daß Heller vom Kontrakt zurücktritt. Das Eigenthumsrecht an dem Muster wird getheilt. Geschäftsbeginn: 1. Oktober. (Forts. folgt.)

Ein Jude König von Polen?

Von S. A. Ptaszynski.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ein Stück dieser Erzählung befindet sich in Dr. J. Caro: „Das Interregnum Polens im Jahre 1587“, Beilage I und lautet in der Uebersetzung wie folgt:

§ 50.

„Der Sohn des Samuel Juda war der bekannte herrliche Rabbi Saul Wahl seligen Angedenkens. Es ist bekannt und geläufig im Munde aller Wissenden, daß er mit dem Beinamen Wahl bezeichnet wurde in Folge des Ereignisses, daß er zum Könige im Lande Polen erwählt wurde und die Stimmen aller Edlen des Landes bei dieser Fürstenwahl erhielt. Das nennt man auf deutsch „Wahl“.

§ 51.

„Wie ich aus dem Munde meines Vaters und Lehrers seligen Angedenkens vernommen, war das Ereigniß folgender Art. Er war sehr beliebt bei den großen Herren und in ihren Augen sehr geachtet (ich werde später beschreiben, woher diese Beliebtheit) und sehr klug. Der damalige König von Polen war gestorben. Nun war es Sitte der hohen Herren in Polen, daß, ehe sie sich behufs der Königswahl versammelten und ihre Stimmen abgaben, ein Wahltag festgesetzt wurde, an welchem durchaus eine giltige Wahl zu Stande gebracht werden mußte. Als aber dieser Tag herangekommen war, waren die Ansichten getheilt und sie konnten sich nicht darin einigen, wer regieren solle, der Eine neigte sich hierhin, der Andere dorthin bis zur Abendzeit. Als sie nun sahen, daß es ihnen nicht mehr möglich sein würde, an diesem festgesetzten Tage einen König zu ernennen, und damit nicht eine von ihnen selbst festgesetzte Bestimmung übertreten werde, kamen alle Fürsten überein und einigten ihre Ansichten dahin, den Saul Wahl als König zur Stunde für diesen Tag und diese Nacht zu ernennen, damit dadurch dem Gesetze genügt würde. Und so geschah es, sie huldigten ihm zur Stund' und riefen in ihrer Sprache: „Es lebe unser Herr und König!“ So regierte er diese ganze Nacht, man umgab ihn mit allen königlichen Ehren und ich hörte aus dem Munde meines Vaters, daß man ihm alle Schriften des königlichen Archivs übergab, worin jeder König nach seiner Einsicht Verordnungen schreiben darf, und Wahl schrieb viele Gesetze und Freiheiten zu Gunsten der Juden hinein. Mein Vater nannte einige, von denen er wußte, aber ich habe sie vergessen bis auf das eine: daß der Mörder eines Juden ebenso mit dem Tode bestraft werde, als der Mörder eines Adligen, und daß kein Lösegeld genommen werde, sondern Leben für Leben, ein Gesetz, das selbst bei nichtadligen Christen keine Anwendung fand. Am andern Tage versöhnten sich die Parteien und wählten einen König.

§ 52.

„Damit aber diese Dinge der Nachwelt erhalten bleiben, will ich nicht unterlassen zu beschreiben, aus welcher Ursache er solche Achtung bei den Edlen Polens genoß, besonders da sein Vater der u. s. w. Samuel Juda Rabbi in Padua und Venedig war, die in Italien liegen. Nach der Erzählung meines Vaters trug es sich so zu. Der Saul Wahl hatte in seiner Jugend bei Lebzeiten seines Vaters Lust bekommen, andere Länder zu bereisen; er verließ daher sein Vaterhaus und wanderte von Land zu Land, von Stadt zu Stadt, bis er nach Brisk (!) in Littauen kam und dort die Tochter des David Drucker heirathete, mit der er sich kümmerlich ernährte. Zu der Zeit unternahm der berühmte reiche Fürst Radziwyl, Vizekönig des Reiches, (mischne l'melech) eine große Reise, um verschiedene Länder zu sehen, wie dies häufig bei großen Edelleuten geschieht, daß sie die Welt durchreisen, um die verschiedenartige Lebens- und Ordnungsweise kennen zu lernen in nahen und fernen Ländern. Da reiste dieser Fürst von Land zu Land mit großem Aufwand, bis der letzte Heller aus dem Beutel wanderte und er sich nicht zu helfen wußte, da er seinen Mangel den Landesedlen nicht entdecken wollte, um von ihnen Geld zu borgen. Er wünschte überhaupt den Edlen unerkannt zu bleiben. Da fügte es sich, daß er nach Padua kam und entschloß sich gegen den Rabbiner dieses Ortes sich zu offenbaren, daß er ein großer Fürst in polnischen Landen sei und von ihm in seiner Noth Geld zu borgen. Denn dieses ist die Art der hohen Edelleute Polens, daß sie die weisen Juden sich nähern lassen, um zu ihrem Nutzen von ihnen zu borgen, vorzüglich aber bei den Rabbinern in ihren Orten, zumal die Juden in Tagen bei den Fürsten sehr geachtet und beliebt waren. So geschah es, daß der gedachte Fürst Radziwyl zu dem Rabbi Samuel Juda kam und seine Herrlichkeit ihm entdeckte, sowie daß er augenblicklich in Noth sich befinde und Geldes bedürfe. Der gedachte Rabbi machte ihm die nöthigen Vorschüsse und erfüllte seine Wünsche. Da sprach der Fürst: „Wie kann ich Dir vergelten und Wohlthat gegen Wohlthat üben?“ Der Rabbi erwiderte: „Zuerst bitte ich Dich, den Juden, die unter Deiner Regierung stehen, Gutes zu thun; zweitens habe ich einen Sohn, Namens Saul, der in Brisk wohnt. Das Gute, das Du an mir erweisen willst, kannst Du an diesem thun.“ Da schrieb der Fürst sich den Namen des Sohnes und seines Aufenthaltsortes auf, und als er wohlbehalten nach Hause angekommen war, fragte er nach Saul, dem Sohn des Rabbi Samuel Juda. Als dieser vor den Fürsten trat und von diesem als sehr weise befunden wurde, zog der Fürst ihn auf alle mögliche Weise an sich, erwies ihm allerlei Wohlthaten und rühmte ihn sehr vor allen Edelleuten, bis er ihn sehr groß machte und ihn sehr liebte. Saul war so sehr der Liebling des hohen Adels und fand soviel Gunst in den Augen desselben, daß die Edelleute am Tage der Königswahl, als sie sich nicht einigen konnten, und damit der festgesetzte Tag nicht ohne Erfolg vorübergehe, übereinstimmten die Königswürde dem Saul provisorisch zu übergeben, und sie nannten ihn Saul Wahl, um anzudeuten, daß er zum König gewählt sei. Alles dieses hörte ich von meinem Vater.“

Soweit die Oxforder Handschrift.

Es frägt sich nun zunächst: was hat es mit dem auf Reisen befindlichen Fürsten Radziwill auf sich, der mit dem Rabbi Samuel Juda in Italien in Berührung gekommen sein soll? Denn diese Begegnung bildet doch offenbar den Drehpunkt der ganzen Geschichte. Ist dafür eine historische Grundlage vorhanden und welche?

Allerdings ist eine solche vorhanden und zwar ist der erwähnte Fürst Radziwill kein anderer, als Nikolaus Christoph Radziwill, geboren 1549 als ältester Sohn Nikolaus VI. Radziwill mit dem Beinamen der Schwarze, welcher sich als überaus eifriger Förderer der Reformation und durch Herausgabe der Radziwill'schen Bibel (Brest 1563) einen Namen gemacht hat. Seine sämmtlichen drei Söhne waren wieder eifrige Katholiken, darunter also auch der hier in Betracht kommende Nikolaus Christoph, von dem berichtet wird, daß er sofort nach seines Vaters Tode für 5 000 Dukaten Bibeln (nämlich der vom Vater veranstalteten Ausgabe) verbrennen ließ.

Dieser Nikolaus Christoph Radziwill, Herzog auf Olyka und Njeswjesz (Nieśwież) hatte in den Jahren 1582 bis 1584 eine Pilgerfahrt zum heiligen Grabe in Jerusalem unternommen und dieselbe in vier, an einen vertrauten Freund gerichteten Briefen ausführlich beschrieben. Er war am 16. September 1582 von Hause aufgebrochen und kehrte am 7. Juli 1584 wieder dorthin zurück.*)

In dem letzten der vier Briefe erzählt der Fürst, wie er auf der Rückreise über Italien unweit Pescara von Banditen überfallen und mitsammt seinen Begleitern ausgeplündert wurde. Man setzte darauf den Weg fort, so gut oder so schlecht es gehen wollte, und gelangte am Palmsonntage den 25. März 1584 nach Ankona. Hier begab sich der Fürst, der Geleitbriefe vom Papste und vom Könige von Polen bei sich führte und mit denen er sich auszuweisen gedachte, zum päpstlichen Gouverneur und ersuchte ihn um Hilfe in seiner Geldnoth. Der Gouverneur aber, offenbar ein vorsichtiger und in den Ränken italienischer Wegelagerei wohlerfahrener Mann, speiste ihn mit der unhöflichen Antwort ab, er könne vielleicht selber auf die Weise in Besitz der Papiere gelangt sein, auf welche er angeblich um seine Baarschaft gekommen sein wolle und er solle machen, daß er fortkomme!

Der Fürst führt nunmehr (nach der deutschen Ausgabe — nur die Einschaltungen sind der ersten Braunsberger Ausgabe entnommen) wörtlich also fort:

Nachdem wir ohne Trost von dem Gubernatore sind abgewiesen worden und kein Rath mehr übrig, was wir anfangen sollten, ist uns nach fleißigem Nachforschen von einem Faktor, welcher des Venedischen Kaufherrn Quintilli Sachen allda verrichtet, angezeigt worden. Hab derohalben mich zu diesem verfügt und wiewohl die Banditen zuvor im Busen mich besucht, weil sie aber sehr eileten, habe ich das Kapslein, darin ein agnus Dei und ein Stücklein vom heiligen Kreuz und ächte Diamantensteine eingefaßt war, am Hals an einer Schnur hangend, behalten, welche Sachen allezeit auf die 200 Kronen werth waren. Hab auch daneben das Jerosolimitanisch Kreuzlein**) an derselben Schnur hangend, behalten, welches auf die 40 ungrische Dukaten geschätzet war und ein gülden Kettlein, daran die Messerscheid verhaftet. (Schluß folgt.)

*) Die Briefe waren ursprünglich in polnischer Sprache geschrieben, sind aber in dieser Form nicht zur Veröffentlichung gelangt, vielmehr erst im Jahre 1601 von Thomas Treter ins Lateinische übertragen und in Braunsberg im Druck herausgegeben worden unter dem Titel: „Hierosolymitana Peregrinatio Illustrissimi Domini Nicolai Christophi Radzivili“ etc. — Einige Zeit darauf wurde das Buch von einem Grafen Borkau ins Deutsche übersetzt und im Jahre 1609 in den „gesammelten Reisebeschreibungen des heiligen Landes“ von Nikolaus Roth in Frankfurt veröffentlicht. — Schließlich existirt eine polnische Ausgabe von Andreas Wargocki. Sie stellt eine Rückübersetzung aus dem Lateinischen dar und ist im Jahre 1847 bei Sigismund Schletter in Breslau erschienen.

**) Das Ritterkreuz des Ordens vom heiligen Grabe.

Verantwortl. Redakteur: E. R. Liebscher in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.